



Arthur E. Imhof

»Papiergeschichte reicht nicht mehr aus«

Gespräch mit Wolfert von Rahden und Christoph Kehl

Arthur E. Imhof, Professor für Neuere Geschichte an der FU Berlin, erregte öffentliches Aufsehen, weil er als einer der ersten »Geisteswissenschaftler« systematisch die neuen Technologien in die Universitätslehre einführte – kritisch beäugt von der Scientific Community. Das Gespräch fand in seinem Arbeitszimmer statt, zwischen mehreren Rechnern, Computer-Handbüchern, Stapeln von CD-ROMs und wissenschaftlicher Fachliteratur.

Herr Imhof, als die Redaktion GEGENWORTE Sie um einen Beitrag zum Thema »Digitalisierung in den Geisteswissenschaften« bat, lehnten Sie mit der Begründung ab, Sie wollten sich nicht mehr schriftlich in einem Printmedium äußern. Immerhin haben Sie eine Reihe renommierter Publikationen verfasst. Woher rührt der Sinneswandel?

1995 habe ich begonnen, meine Lehre und Forschung auf die neuen Medien auszurichten, und gemerkt, wie viel in diesem Bereich im Argen liegt, speziell in Deutschland. Zuvor hatte ich etwa 20 Kilogramm Papier in Form wissenschaftlicher Texte publiziert. Heute schreibe ich generell nichts mehr auf Papier und verlange dies von den Studierenden in meinen Seminaren ebenfalls. Die Zeitschriftenleser werden schließlich genügend bedient. Bei uns mangelt es an Angeboten für jene, die an den neuen Medien interessiert sind. Und deswegen nutze ich meine Zeit – mir bleiben noch zwei Jahre als Universitätsprofessor – und versuche etwas auf die Beine zu stellen. Mit dem Internet erreiche ich eine andere Klientel. Die Abrufstatistik zeigt mir, dass meine Seite ungefähr 60 000-mal pro Monat besucht wird, und ich kann nachsehen, woher diese Anfragen kommen. Diese Möglichkeiten bietet Ihnen eine wissenschaftliche Zeitschrift nicht.

Sie sagen, etwas liegt »im Argen«. Was meinen Sie damit?

Es läuft vieles falsch. Die meisten Studenten der Geisteswissenschaften schließen ihr Studium ohne weiter gehende Computerkenntnisse ab, obwohl viele wissen, wie wichtig diese wären. Am Anfang des Semesters sind meine Veranstaltungen immer gut besetzt, es besteht großes Interesse. Sobald ich aber von den Studierenden verlange, dass sie ihre Arbeiten multimedial auf CD-ROMs abgeben, merken sie, wie viel technisches Handwerkszeug das voraussetzt. Dazu kommt die Ausrüstung: die verschiedenen Computerprogramme, die sie aus eigener Tasche bezahlen müssen. Der Aufwand schreckt viele ab. Weshalb auch die ganze Mühe, wenn es mit wesentlich weniger Leistung geht? Am Ende des Semesters besuchen noch vier oder fünf Studenten meine Übungen.

In den Natur- und Technikwissenschaften werden hohe finanzielle Aufwendungen für Apparate, Geräte, also den gesamten »Maschinenpark«, und Ähnliches allgemein akzeptiert – anders liegt der Fall in den so genannten geisteswissenschaftlichen Disziplinen. Ihr eigener Finanzetat ...



Neben der fehlenden Akzeptanz kommt die kritische Finanzsituation der Universitäten erschwerend hinzu.

... sieht demnach wie aus?

Jeder Professor hat einen Etat von 500 Mark, das reicht für Bleistifte und Papier, aber nicht für die Ausrüstung, die ich brauche. Ich investiere in Computer und Programme circa 20.000 Mark im Jahr – von der Universität werde ich mit keinem Pfennig unterstützt. Über Sponsoring kann ich meine Auslagen nicht finanzieren. Wenn ich bei der DFG ein Projekt – etwa zu ›Martin Luther multimedial‹ – beantrage, wird es von konservativen Kollegen begutachtet. Sie verstehen nicht, wieso ich zum Beispiel Windows 2000 brauche oder 20 Megabyte RAM zusätzlich.

Meine Stelle wird übrigens nicht mehr neu besetzt. Auf diese Weise wird das Problem aus der Welt geschafft.

Das Seminar erfährt durch die technischen Möglichkeiten der neuen Medien einen Strukturwandel. Wie läuft eine Veranstaltung bei Ihnen ab? Was unterscheidet sie von einem traditionellen Seminar?

Ich kann mein Seminar nicht rein virtuell abhalten, denn es ist vorgeschrieben, dass eine gewisse Semester-Stundenzahl physisch abgehalten wird. Wir treffen uns Montag und Dienstag jeweils von 8.00 bis 10.00 Uhr. Das hat seinen guten Grund, denn um diese frühe Uhrzeit ist das Internet nicht allzu stark belastet.

Ich bin Professor für Sozialgeschichte, und ein mögliches Seminarthema wäre zum Beispiel ›Martin Luther und die Musik‹. Ich stelle meinen Studenten etwa die Aufgabe, Video-clips herunterzuladen, die ich selbst produziert und ins Netz gestellt habe. Und in der nächsten Seminarsitzung zeigen sie mir, wie sie nach den Clips recherchiert haben und ob sie diese abspielen können. Während des Semesters lernen sie weiterhin, wo sie passende Audio-CDs fin-

den, die sie später digitalisiert weiterbearbeiten sollen. Das ganze technische Know-how müssen sich die Studenten selbständig aneignen. Jede Woche setzen wir uns zusammen an den Computer, und sie führen mir vor, was sie gemacht haben. Am Ende des Semesters geben sie mir eine CD-ROM zum Thema ab.

Ich will meine Studenten vor allem davor bewahren, nur Text umzusetzen. Sie sind mit dem Papiermedium aufgewachsen, und an der Universität werden sie darauf getrimmt, lange schriftliche Arbeiten mit Fußnoten zu produzieren. Schriftliches ist in meinem Seminar verboten, und der gesprochene Text sollte mit Musik und Bild in einem ausgeglichenen Verhältnis stehen. Kaum jemand hört noch aufmerksam zu, wenn länger als 2,5 Minuten geredet wird. So lernen meine Studenten, sich auf das Wichtige zu beschränken.

Wir entnehmen Ihrer Schilderung, dass die Studenten Ihres Seminars keineswegs eine bloß virtuelle Studiengemeinschaft bilden ...

Da ich meine Lehrveranstaltungen im Internet ankündige und dort den detaillierten Seminarplan mit den wöchentlichen Aufgaben veröffentlichte, nehmen auch Studenten von auswärts teil. Falls sie mir als Arbeitsnachweis am Ende des Semesters eine CD-ROM zuschicken, bin ich bereit, ihnen die Teilnahme zu bescheinigen. Nur: Dem Studenten aus Linköping beispielsweise, der rein virtuell teilnimmt, darf ich erst einen Schein ausstellen, wenn der Fachbereich seiner Universität zustimmt. In solchen Fällen muss ich einen regen E-Mail-Verkehr mit dem Dekan führen, um die Sachlage zu klären. Prinzipiell darf jeder mitmachen, das Ganze ist für mich dementsprechend arbeitsaufwändig. Diese Mühe wird mir nicht angerechnet.

Das heißt, die Unterstützung der wissenschaftlichen Institutionen und Einrichtungen lässt zu wünschen übrig?



In Süddeutschland, wo ich häufiger Vorträge halte, ist die Akzeptanz etwas größer. Hier in Berlin ist die Situation diesbezüglich katastrophal. Das ist nicht nur fehlende Unterstützung, das ist Resistenz. Ich habe schon erlebt, dass Zwischenprüfungen abgebrochen wurden, sobald ich nur gefragt habe, ob die Studentin zum Thema im Internet recherchieren könne. Das ist nicht Wissenschaft.

Während ich immerhin durchgesetzt habe, dass bei mir die Magisterprüfung abgelegt werden kann, darf ich immer noch keine Dissertationen annehmen, da die Promotionsordnung eine Publikation – und zwar auf Papier – verlangt. Das eine hängt am anderen: Unser Ausbildungssystem verlangt schriftliche Magisterarbeiten, Dissertationen und Habilitationen. Warum sollten die Dozenten auch viel Geld bezahlen für eine Sache, die wesentlich aufwändiger ist, schlecht besuchte Seminare nach sich zieht und eventuell sogar ihrem wissenschaftlichen Ruf schadet? Mit dem Bleistift kommen sie doch ganz gut zurecht. Jedenfalls stört der Widerstand der wissenschaftlichen Gemeinde meine Studenten kaum – sie haben beste Job-Aussichten. Bertelsmann schaut immer wieder vorbei und wirbt die Leute ab, bevor sie ihren Abschluss gemacht haben. Wieso sollten sie noch promovieren?

Vermuten Sie, dass diese Resistenz auf die oft zitierte Spaltung zwischen Geisteswissenschaften einerseits und Naturwissenschaften und Technik andererseits zurückzuführen ist?

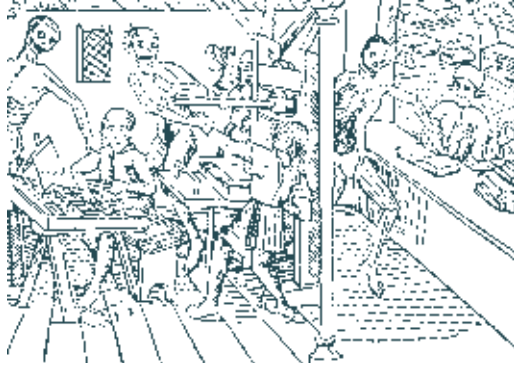
Nein, das ist ein Generationenproblem, es bestehen sehr viele Berührungspunkte. Der Umgang mit dem Computer setzt einiges an Know-how voraus, aber reines Computerwissen reicht halt nicht aus. Multimediales Arbeiten verlangt außerdem eine breit gefächerte und professionelle Herangehensweise an ein Thema. Wir brauchen Geisteswissenschaftler, die gelernt haben, ihre Inhalte und ihr Wissen auf dem neuesten Stand der Technik umzusetzen, und die bereit sind, sich neuen Medien zu öffnen. Eine multimediale Themenaufberei-

tung beinhaltet möglichst gleichgewichtig gesprochenen Text, Bild, Ton, Bewegung. Unsere Universitäten produzieren Informatiker, die ihre Programmierübungen an Micky Maus und anderen belanglosen Beispielen vollziehen, und Historiker, die sich vor dem Computer fürchten. Diese fest zementierten und durch nichts begründeten Barrieren, die eine fruchtbare Zusammenarbeit verunmöglichen, gilt es zu überwinden.

Ich habe bereits in den achtziger Jahren vorausgesehen, dass Deutschland in diesem Bereich zum Entwicklungsland wird. Jahrelang habe ich in Brasilien unterrichtet und festgestellt, dass die neuen Möglichkeiten dort breitere Akzeptanz finden als bei uns. Aus Brasilien kommen jetzt unter anderem die Bewerber auf eine deutsche Greencard.

Aber wird durch die Konzentration auf die neuen Medien nicht die Recherche im Archiv vernachlässigt? Kenntnisse dieser »klassischen« Art gehören doch zu den wichtigen Qualifikationen, gerade für Historiker.

Ja, in der Tat, nur sollten die Studenten auch den Umgang mit Online-Katalogen beherrschen. Die Universitätsbibliothek bemüht sich um die Modernisierung ihres Angebots, etwa 2000 Zeitschriften sind bereits elektronisch abrufbar, zumindest die Abstracts. Bei mir lernen die Studenten zum ersten Mal, wie sie sich im Universitätsnetz zurechtfinden, wie sie mit dem Computer Fachliteratur besorgen oder wissenschaftliche Artikel einsehen. Das kommt ihnen zum Beispiel bei der Vorbereitung auf die Zwischenprüfung zugute. An einer deutschen Universität haben solche Qualifikationen keine Bedeutung, niemand verlangt diese Fähigkeiten. Die Studenten sind dementsprechend hilflos. Dabei ist die Tendenz deutlich erkennbar: In einigen Jahren wird die Recherche hauptsächlich digital ablaufen. Abgesehen davon eröffnet der Computer neue Möglichkeiten in der historischen Forschung.



Können Sie das an einem Fallbeispiel veranschaulichen?

Dies lässt sich am Beispiel Kunst erläutern. Ist von einem Werk der Meister nicht bekannt, kann der Kunsthistoriker mithilfe des Computers typische Merkmale des eingescannten Bildes wie Aufbau, Zusammensetzung der Farben etc. analysieren und mit den Werken bekannter Maler vergleichen. Oder: Ich habe auf einem eigenen Server eine digitale Bilddatenbank erstellt, in der sie 1300 eingescannte Votivtafeln samt Beschreibung finden. In katholischen Gegenden war es üblich, solche Bildtafeln in Wallfahrtsorten aufzuhängen; man hoffte so, das darauf dargestellte Geschehen, etwa Blitzschlag oder andere Unbilden, vom eigenen Heim fern zu halten. Mit meiner Datenbank lassen sich nun schnell und einfach unterschiedlichste Statistiken erstellen.

Was würden Sie den Kritikern antworten, die davor warnen, dass durch Multimedia die Vorteile des altehrwürdigen Printmediums verloren gehen, dass Leselust und -fähigkeit schwinden? Verkümmern durch aufdringliche Bild- und Tonmaterialien nicht die Fantasie und der eigene Erfahrungshorizont?

Ich habe nichts gegen Bücher, und natürlich muss auch ich wissenschaftliche Veröffentlichungen lesen. Aber ich wehre mich gegen den Anspruch, selbst Papierfluten auszulösen. Bücher gibt es genug. Und: Ein tolles Buch hat Farbillustrationen, aber es fehlen die Töne, die Bewegung. Multimedia dagegen ist immer farbig, alle Sinne werden angesprochen, und die Fantasie verkümmert nicht, sondern wird im Gegenteil geweckt und angeregt. Papiergeschichte reicht nicht mehr aus, Geschichte hat sich schließlich auch multimedial abgespielt und nicht dermaßen reduziert auf eine Schwundstufe, wie sie im Medium Buch dargestellt wird.

Vielleicht gehen wir so im schlimmsten Fall einem neuen Analphabetentum entgegen, darüber lässt sich streiten. Doch in einigen Jahren

werden unsere Kinder die Lehrerin auslachen, falls sie Arbeitsblätter in ihren Unterricht mitbringt und sich gegen Computer sperrt – sie werden nach Hause gehen und sich an ihre Maschinen setzen. Wir sind dieser Entwicklung ausgeliefert, ob es uns passt oder nicht. Und so bleibt uns nichts anderes übrig, als uns den neuen Möglichkeiten zu öffnen. Solange darauf Acht gegeben wird, wie die neuen Techniken sinnvoll mit den alten verknüpft werden können, sehe ich diese Entwicklung als Chance. So rasch wird die Lesefähigkeit nicht verlernt.

In diesem Zusammenhang wird häufig davor gewarnt, dass bei einer intensiven Beschäftigung mit den technischen Medien und virtuellen Gemeinschaften der persönliche Kontakt, die soziale Kompetenz, wie es auf Neudeutsch heißt, und letztlich die Kommunikationsfähigkeit verloren gehen könnten.

Diese These lässt sich leicht entkräften. Ich habe noch nie so viel sozialen Kontakt gehabt wie jetzt. Tausende besuchen monatlich meine Internetseite; ich stehe in E-Mail-Kontakt mit Menschen aus der ganzen Welt, die ich auch besuche, falls die Verbindung lange anhält. Dadurch ist mein Horizont weiter geworden, wie auch mein soziales Netzwerk. Im Gegensatz zu den traditionellen Seminaren sitzen meine Studenten gemeinsam vor dem Bildschirm, sie machen ihre Übungen in Gruppen und gehen danach zusammen ins Café. Außerdem stehe ich in intensivem Kontakt mit den Studenten: Zusätzlich zur Sprechstunde beantworte ich laufend E-Mail-Anfragen. Die einzige Bedingung dabei ist: Sie müssen sich kurz fassen und dürfen mir keine Attachments schicken.

Wünschen Sie sich eine zukünftige Gesellschaft in dieser Form? Es wäre die Utopie einer Gesellschaft, die, losgelöst von ihren körperlichen Beschwerden, eine ideale, globale Kommunikationsgemeinschaft bilden könnte.



Kaum jemand hätte vor einiger Zeit vermutet, dass das Internet dermaßen explodiert. Ich wage keine Prognose der Situation in fünf Jahren. Aber ich denke schon, dass die Digitalisierung ideale Bedingungen für eine solche Entwicklung schafft. Hindernisse werden abgebaut: Ältere Menschen können, falls die Sehfähigkeit nachlässt, hören, was sie nicht mehr zu lesen vermögen. Und in Brasilien, wo die nächste Bibliothek meist weit entfernt liegt, habe ich festgestellt, dass Bildung so für neue Bevölkerungsschichten verfügbar wird.

Aber verschärft sich auf diese Weise nicht die Kluft zwischen Arm und Reich, so dass einige Privilegierte, gerade in der Dritten Welt, den Zugang zur neuen Technik haben, die große Mehrheit aber nicht?

Da bin ich mir nicht sicher. Schließlich hat sich auch das Fernsehen in ärmlichen Gegenden durchgesetzt, und Computer werden zudem immer billiger. Oftmals mangelt es eher am Willen denn an den finanziellen Mitteln. Von 1980 bis Mitte der neunziger Jahre habe ich meine Seminare in Brasilien ähnlich wie hier durchgeführt. Das ging. Ich führte die Textverarbeitung am Computer ein, und bald darauf haben wir mit Bildbearbeitungsprogrammen gearbeitet. Das Interesse war schnell geweckt, die Erfolgserlebnisse waren groß. In Brasilien gibt es nur wenige und dazu schlecht ausgestattete Bibliotheken. Und nun stellen Sie sich die Begeisterung einer brasilianischen Studentin vor, der man zeigt, dass sie übers Internet alle Kataloge der Library of Congress, der größten Bibliothek der Welt, einsehen kann!

Heutzutage wird immer wieder interdisziplinäre Kooperation gefordert – allerdings vielfach eher beschworen in programmatischen Reden als im Wissenschaftsalltag tatsächlich verwirklicht. Können Sie uns dazu aus Ihrer Erfahrung Ermutigendes berichten?

Ja, es gibt teilweise eine sehr gute Zusammenarbeit. Ein Beispiel: Ich arbeite zurzeit an einem Projekt über die chinesische Keramik. Das ist ein sehr weites und interdisziplinäres Thema. China stellt seit 5000 Jahren Porzellan her, und uns Historikern drängt sich die interessante Frage auf: Wieso konnten die Chinesen bereits Porzellan produzieren, als wir in Europa noch auf den Bäumen saßen? Ich treffe mich also mit dem Sinologen, der sich genau über dieses Thema habilitiert hat. Leider versteht er nichts von Computern, deshalb lade ich ihn in mein Büro ein, wo er mir seinen Text auf Band spricht. Der Direktor des Museums für Ostasiatische Kunst war hier und ebenso der Besitzer einer großen Privatsammlung in Frankfurt am Main. Die Sprechbeiträge werden dann von mir digitalisiert und zusammen mit chinesischer Musik etc. auf eine interaktive CD-ROM gebrannt. Ich denke, meine Arbeit ist wissenschaftlich einwandfrei, nur leider wird sie nicht akzeptiert, und ich kann sie nicht vermarkten.

Weitere Informationen zu Arthur E. Imhof:
www.fu-berlin.de/aeimhof/